

Volker Woltersdorff

„Wandel, Persistenz, Paradoxie“ Normalisierung und Prekarisierung von Sexualität und Geschlecht im Neoliberalismus¹

Wenn die Rede von den aktuellen Veränderungen der herrschenden geschlechtlichen und sexuellen Verhältnisse vor allem in den westlichen Gesellschaften ist, dann erkennen viele Beobachter_innen eine eigentümliche Gleichzeitigkeit entgegengesetzter Tendenzen. Während einerseits traditionelle Geschlechterrollen und -hierarchien zunehmend brüchig werden, lässt sich andernorts eine Verfestigung und Neuformatierung von Geschlechterungleichheiten feststellen. So spricht Katharina Pühl (2004) von einer gleichzeitigen Flexibilisierung und Intensivierung patriarchaler Geschlechterverhältnisse. Schon seit Langem ist die genaue theoretische und empirische Analyse dieses Nebeneinanders aus Transformation und Beharrlichkeit in den geschlechtlichen und familialen Arrangements auch ein besonderer Forschungsschwerpunkt von Andrea Maihofer. Sie hat dafür das Begriffspaar „Wandel und Persistenz“ geprägt, das seitdem vielfach aufgegriffen worden ist. Unter Bezug auf Maihofer hat zum Beispiel auch Tomke König (2012) diese Schlagworte ihrer Studie zu geschlechtsspezifischer familiärer Arbeitsteilung vorangestellt. Da sich die beiden Diagnosen von Wandel und Persistenz widersprechen, aber die genaue Art dieses Widerspruches nur schwer zu bestimmen ist, beschreibt Maihofer das Verhältnis beider Tendenzen als Paradoxie.²

In meinen folgenden kurzen Überlegungen möchte ich gerne mit Andrea Maihofer in einen intellektuellen Dialog treten, indem ich über diese drei Diagnosen nachdenke und versuche, deren Verhältnis untereinander zu präzisieren. Den Wandel werde ich mit den zwei Tendenzen der Prekarisierung und Normalisierung charakterisieren. Außerdem möchte ich fragen, ob die Begriffe

-
- 1 Der folgende Beitrag ist die verschriftlichte Fassung des Vortrages, den ich am 25.10.2013 auf dem Symposium „Geschlechterverhältnisse: Umbrüche – Krise – Kritik“ anlässlich des 60. Geburtstages von Andrea Maihofer gehalten habe.
 - 2 Die wortgenaue Anreihung der drei Begriffe „Wandel, Persistenz, Paradoxie“ in meinem Titel entstammt daher auch Maihofers Artikel „*Gender in Motion*“ (Maihofer 2007: 294).

Persistenz und Paradoxie den Phänomenen, die sie beschreiben wollen, immer am angemessensten sind.

Die Diagnose einer Paradoxie liegt vielleicht auch deshalb nahe, weil die widersprüchlichen Tendenzen nur selten getrennt zu lokalisieren sind und oft tief in die Subjektivität und Körperlichkeit der Einzelnen hineinverlagert sind. Wir sind also zugleich Leidtragende und Akteur_innen dieser Dynamiken. Ein Symptom dafür, dass diese Paradoxie-Erfahrung von vielen Menschen geteilt wird, mag der überwältigende Erfolg von E.L. James' *Fifty Shades of Grey* sein. In dieser Romantrilogie werden die abgedroschensten Geschlechterklischees auf einer phantasmatischen Ebene mit ihrer Enttraditionalisierung versöhnt. Die Protagonistin, und mit ihr die Leser_in, kann ihre paradoxen Wünsche nach Selbstbehauptung einerseits und Unterwerfung andererseits auf diese Weise sogar genießen nach dem Motto „I want it all, and I want it now“. Der paradoxe sadomasochistische Rahmen erlaubt nämlich gerade sowohl die Verwirklichung subalternen und passiver Weiblichkeitsklischees als auch die gleichzeitige Realisierung der gegenteiligen Vorstellungen von selbstbewusster, karriereorientierter und souveräner Weiblichkeit (vgl. allgemein Woltersdorff 2008; speziell zu *Shades of Grey* Illouz 2013). Das Problem daran ist meiner Ansicht nach, dass wir außerhalb dieses spielerisch-erotischen und fiktionalen Rahmens die Spannung der Paradoxie nicht ohne weiteres einfach genießen können. Wie also damit umgehen?

Nun regt Andrea Maihofer selbst an, sich angesichts des omnipräsenten Befunds einer Paradoxie an frühere Paradigmen der Beschreibung von gesellschaftlichen Widersprüchen und Ambivalenzen zu erinnern, nämlich an die gute alte Dialektik (Maihofer 2007: 301-303). Mit einer Fokusverschiebung von der Paradoxie zur Dialektik könne eine statische in eine dynamische Erfahrung überführt werden und aus einer Pattsituation ein Konflikt mit offenem Ausgang werden. Schon Walter Benjamin vermutete ja in der Paradoxie lediglich eine „Dialektik im Stillstand“ (Benjamin 1991: 577). So fordert Maihofer in ebendieser Tradition von Kritischer Theorie und historischem Materialismus meiner Meinung nach zu Recht eine Gesellschaftstheorie, die eine schlüssige Erzählung dieser gegenläufigen Transformationsprinzipien anbieten kann und wagt sich zusammen mit Alex Demirović sogar an einen Begriff wie Totalität, der für die poststrukturalistisch geschulte Geschlechterforschung ein rotes Tuch oder zumindest starker Tobak ist (Maihofer/Demirović 2013). In Abwandlung eines Maihofer-Titels könnte man also fragen: „Totalität – eine obsolete Kategorie?“, und man käme vielleicht zu einem ähnlichen Schluss wie Maihofer (2013) in ihren Überlegungen zur Geschlechterdifferenz als einer vermeintlich obsoleten Kategorie: Es ist nach wie vor sinnvoll, an der Idee eines Gesamtzusammenhangs der gesellschaftlichen Verhältnisse als einer normativen Idee festzuhalten. Doch diese steht in einem unauflöselichen Spannungsverhältnis zu einer anderen von

Maihofer hochgeschätzten normativen Idee, nämlich der der Differenz. Und hier wären wir wieder beim Paradox oder, mit Benjamin gesprochen, bei einem „dialektischen Bild“.

Mit der Einbeziehung dialektischer Argumentationsmuster ließe sich die Paradoxie von Wandel und Persistenz also dynamisieren. Ich habe den Eindruck, dass Maihofers Entwurf dieser dynamisierten Erzählung in etwa folgendermaßen lauten müsste: Der Wandel wird von emanzipatorischen Interessen angestoßen und ist unwiderruflich, während die Persistenz – wie der Namen schon sagt – die Trägheit der ‘alten’ Verhältnisse beschreibt, die sich gegen diesen Wandel stemmen, ihn letztendlich aber nicht aufhalten, nur verzögern können. So resümiert Maihofer auch: „Dass die Entwicklungen zurückgenommen werden, halte ich aufgrund der ihr eigenen Logik und Dynamik jedoch für unwahrscheinlich“ (Maihofer 2014). Daraus spricht ein gewisser Fortschrittsoptimismus, der ja nicht zur schlechtesten Tradition linken Denkens gehört.

Ich würde dieser Einschätzung auch zustimmen, allerdings nur teilweise. Es ist meines Erachtens richtig, die Eigendynamik des emanzipatorischen Wandels der geschlechtlichen und sexuellen Verhältnisse anzuerkennen und diese nicht nur als Folge ökonomischer Notwendigkeiten des Postfordismus zu sehen. Allerdings werden diese emanzipatorischen Impulse seit der neoliberalen Transformation in einem bisher unbekanntem Ausmaß integriert und normalisiert, in einem Ausmaß, das ihnen jede Unschuld genommen hat. So hat Nancy Fraser (2013) die Indienstnahme feministischer Emanzipationsprojekte für ein neoliberales Akkumulationsregime beklagt, und Antke Engel (2009) hat wiederum die Kooptierung queerpolitischer Individualisierungs- und Diversifizierungswünsche festgestellt. Diese Amalgamierung macht eine einfache Gegenüberstellung von alten, traditionellen, patriarchalen Geschlechterbildern und neuen, enttraditionnaliserten, emanzipatorischen geschlechtlichen Arrangements unmöglich. Im Folgenden möchte ich gerne diese Paradoxie als ein besonderes Regime verstehen. Ich spreche deshalb von einem Regime, weil die Erfahrung und Wahrnehmung ‘als Paradoxie’ den Widerspruch aus Wandel und Persistenz, aber auch den Widerspruch aus Emanzipation und Kooptierung auf eine Weise organisiert, dass diese herrschaftlichen Interessen untergeordnet werden und die Beherrschten mit einem Gefühl der Ratlosigkeit und Selbstverschuldetheit zurücklassen.

Vielleicht ist Persistenz deshalb auch nicht immer der passende Ausdruck. Denn oft geht es gerade auch um eine Restrukturierung und Neuinstitutionalisierung von Geschlecht, Sexualität und Verwandtschaft und damit um eine Neuerfindung dessen, was angeblich den traditionellen Kern von Familie im Rückblick immer schon ausgemacht haben wird. Kathrin Ganz (2007) konstatiert deshalb eine neoliberale Refamiliarisierung. Es handelt sich aber nicht nur um eine einfache Restauration, sondern eher um eine Familiarisierung bei

gleichzeitiger Umdeutung dessen, was Familie heißt. Diese Umdeutung macht Angebote der Kooptierung. Anstelle von Refamiliarisierung sollten wir also besser von einer 'Neofamiliarisierung' sprechen.

Zu dieser Neofamilie gehört das Wählen- und Aushandeln-Können-Müssen von vielfältiger werdenden familialen Arrangements sowie das Reflexivwerden der darin eingenommenen Rollen und getroffenen Entscheidungen. Was dagegen bei all dieser Pluralisierung familialer Lebensformen unangetastet bleibt, ist das Prinzip von deren Privatheit, Häuslichkeit und Eigenverantwortlichkeit. Es besteht nicht nur eine Dialektik zwischen Diversifizierung und Wahlzwang, sondern die Wahlmöglichkeiten sind immer auch privat zu verantwortende. Ja, man kann von einer wachsenden Privatisierung durch Neofamiliarisierung sprechen. Sexuelle und geschlechtliche Selbstverwirklichung ist privates Schicksal. Sexuelle Wünsche und Bedürfnisse sind individuell zu verantworten und zu befriedigen. Hausarbeit bleibt in der privaten Verantwortung des Haushaltes, wo sie selbstverantwortet erledigt oder zu heteronormativ geprägten Marktbedingungen delegiert wird. Gegenseitige Fürsorge wird nicht vom Solidaritätsprinzip getragen, sondern durch einen erweiterten bzw. modernisierten Begriff von Verwandtschaft. Eine solche Verwandtschaft ist sowohl biologisch als auch sozial definiert, sie ist nicht mehr notwendig binär und heteronormativ. Doch sie definiert Zugehörigkeit durch private Exklusivität. Verwandtschaft ist die Schicksalsgemeinschaft, in der Risiken gemeinschaftlich privatisiert werden. Die Bedeutungsverschiebung von der Verwandtschaft durch Biologie zur Verwandtschaft durch Gefühl verstärkt sogar noch diese Privatisierungstendenz. Gesellschaftliche Entsolidarisierung erweist sich so als die historische Bedingung für die Anerkennung und Normalisierung nicht-traditioneller Lebensweisen und Verwandtschaftsverhältnisse.

Ich bin der Meinung, dass wir in der Herstellung emanzipatorischer Keimformen, die einmal in der Lage sein würden, den ideologischen Staatsapparat der bürgerlichen Familie zu sprengen, schon einmal weiter waren, etwa in der Kommunebewegung, der Hausbesetzerbewegung oder im queer-feministischen und Aids-Aktivismus, wo Vorstellungen der Privatheit von Eigentum, Sexualität und Geschlecht infrage gestellt und nicht-familiale Netzwerke der Arbeitsteilung und Fürsorge entwickelt wurden und werden. Sabine Hark und Mike Laufenberg (2013) sprechen im Hinblick auf die Veränderungen von Heteronormativität im Neoliberalismus daher auch eher von einer Heteronormalisierung durch Integration, etwa am Beispiel der Homo-Ehe. Neben der Dialektik von Diversifizierung und Wahlzwang gibt es daher auch eine Dialektik aus Diversifizierung und Normalisierung.

Es ist ein Bestandteil dieses Normalisierungsregimes, dass darüber Klassen- und Rassenverhältnisse reproduziert werden, denn nicht-traditionelle familiale

Lebensformen werden durch Klassen- und Bildungsprivilegien erst ermöglicht oder zumindest erheblich begünstigt. Die Patchwork-Lebensstile sind nämlich zum Beispiel kostspielig. Sie beinhalten hohe Reisekosten oder auf die jeweiligen Bedürfnisse abgestimmte Wohnverhältnisse oder eine zum Teil hoch technisierte kommunikative Infrastruktur. Schließlich erfordern sie gerade auch die Kompetenzen, all diese Aushandlungs-, Selbst- und Fremdführungstechniken überhaupt erst zu nutzen. So formuliert Maihofer (2014): „Dafür ist ein ganzes Set von Fähigkeiten erforderlich: Aushandlungskompetenzen, Souveränität, Aushalten von Unsicherheiten, Flexibilität und nicht zuletzt das Vermögen zu Selbstmanagement und Selbstoptimierung.“ Diese Kompetenzen sind klassischerweise in der bildungsprivilegierten Mittelschicht zuhause. Jin Haritaworn, Chin-ju Lin und Christian Klesse (2006) haben vor diesem Hintergrund für die Polyamory-Community, die nicht-monogame Vielfachbeziehungen pflegt, eine Dominanz weißer, nicht-behinderter Mittelstandsangehöriger festgestellt. Denn da Klassenprivilegien immer auch rassistisch sind, werden darüber selbstverständlich auch rassistische Ungleichheiten reproduziert. Im globalen Zusammenhang stellt sich diese Frage mit einer noch viel schärferen Dringlichkeit, denn die Privilegien, die als Ermöglichungsbedingung emanzipatorischer Lebensweisen dienen, verdanken sich auch kolonialistischen und imperialistischen Ausbeutungsverhältnissen, die oft auf traditionell heteronormativen Geschlechterverhältnissen beruhen.

Diese Klassenprivilegien werden staatlicherseits garantiert und abgesichert, zum Beispiel in familienpolitischen Entscheidungen, die Besserverdienende begünstigen. In der Summe heißt dies, dass man sich nicht-traditionelle familiäre und geschlechtliche Arrangements leisten können muss. Ist dies der Fall, dann werden sie allerdings durch ökonomische und Regierungslogiken inzwischen nicht mehr behindert und manchmal sogar gefördert. Traditionelle Arrangements können dagegen wiederum rechtliche und materielle Vorteile bieten, auf die einige schlicht angewiesen sind. Doch auch hier – und dies fällt unter meine These eines Regimes der Paradoxie – ist das Bild nicht so klar. Denn die Einverdienerehe ist angesichts der zunehmenden Prekarisierung und des stagnierenden Lohnniveaus inzwischen vor allem nur noch für Besserverdienende eine ernstzunehmende Option, sogar eine, die sich auszahlt, wie etwa Tomke König, geb. Böhnisch (1999), dies in ihrer Studie zu „Gattinnen“ aus der Oberschicht gezeigt hat.³

Es ist richtig, dass traditionelle familiäre Lebensformen zunehmend nur noch als *eine* Möglichkeit innerhalb einer Vielfalt möglicher Lebensweisen gelten. Sie haben dadurch jedoch noch nicht aufgehört, als ideale Folie zu gelten, in Abgrenzung zu der andere Lebensweisen erst Kontur bekommen. Es ist aber erst

3 Allerdings galt dies in der Tendenz auch schon vor der neoliberalen Transformation.

die Ähnlichkeit zu ihnen, nicht die Differenz, die anderen Lebensweisen ihre Legitimität verschafft. Es bestätigt sich also die von Maihofer (2013) beobachtete Dialektik des Gleichheitsverständnisses. Man sieht diese Dynamik schön am bundesdeutschen Institut der eingetragenen Lebenspartnerschaft, die sich zunächst aus der Differenz zwischen Homo- und Heterosexualität konstitutiv herleitet, alle ihre rechtlichen Aufstockungen aber nur über den Vergleich mit der Ehe erstritten hat.⁴

Die Anerkennung und Mobilisierung von Diversität muss also gar nicht zu einer Unterminierung von Normalisierungsregimen führen. Im Gegenteil. Zunächst bedeutet sie vor allem eine Subjektivierung der Normalisierung, denn der Zwang, sich zu Normalitätsvorstellungen ins Verhältnis zu setzen, wird den Individuen als reflexive Selbstführungsleistung aufgebürdet. Wandel und Persistenz erscheinen auf diese Weise gar nicht als Widerspruch, sondern sie sind wechselseitig aufeinander bezogen, indem sie sich gegenseitig legitimieren.

Historisch neu ist jedoch, dass die Stabilität traditioneller Formen von Geschlecht und Familie nicht mehr garantiert wird, dass sie also prekär wird. Ihre normative Wirkmächtigkeit haben diese dadurch aber noch nicht ganz verloren und dienen weiterhin als „regulatorisches Ideal“, wie Judith Butler (2001) das bezeichnet. Die Flexibilisierung geschlechtlicher und sexueller Identitäten erlaubt die Gleichzeitigkeit traditioneller und flexibilisierter Geschlechterrollen. Häufig konkurrieren unterschiedliche normative Vorstellungen miteinander: Frauen sollen nun zum Beispiel wie Männer arbeiten, aber gleichfalls immer noch ganz Frauen sein können, wenn sie als solche angerufen werden. Geschlechtliche Diversität wird einerseits begrüßt, andererseits ist die zweigeschlechtliche Zuordnung immer noch institutioneller Zwang. Was uns als neue Ordnung entgegentritt – das Wählen, Aushandeln und Tun von Geschlecht, Verwandtschaft und Partnerschaft etwa – ist also erst einmal das Reflexiv-Werden der alten Ordnung, weil diese staatlicherseits und gesellschaftlich nicht mehr garantiert wird. Der Bedeutungsgewinn affektiver sozialer Bindungen, den Maihofer (2014) betont, lässt sich daher wohl am besten als eine Bewusstwerdung der Bindungskraft von Familie und Verwandtschaft im Zeichen ihrer Prekarisierung verstehen. Ich glaube deshalb nicht, dass die Wirkmächtigkeit der emotionalen Qualität familiärer Bindungen zugenommen hat – ganz so als ob die frühere bürgerliche Familienordnung nicht ihr eigenes Gefühlsregime gehabt hätte –, sondern sie ist uns nur bewusster geworden, weil sie brüchiger geworden ist. Dies hat vielleicht

4 Im öffentlichen Diskurs scheint sich homosexuelle Emanzipation auf Steuervorteile und Adoptionsrecht reduziert zu haben. Ich habe nichts gegen das Adoptionsrecht, aber auch hier steht die Gleichheit oder Ähnlichkeit mit dem heteronormativen Zentrum der Ehe im Mittelpunkt.

dazu geführt, dass nun auch die emotionale Qualität vormals nicht als familiär geltender Bindungen anerkannt werden kann.

Prekarisierung von Heteronormativität meint also ebenso wenig ihr Verschwinden, wie die Prekarisierung von Arbeit ein Verschwinden von Arbeit wäre (vgl. Woltersdorff 2010). Vielmehr bedeutet sie einen obsessiven und leidenschaftlich betriebenen Zwang, sich mit geschlechtlichen und sexuellen Normen auseinanderzusetzen, sich an ihnen abzuarbeiten, ihnen Zugeständnisse abzutrotzen und nicht zuletzt hinzunehmen, dass ‘es an uns selbst liegt’, wenn wir dabei unterschiedlich erfolgreich sind.

Anke Engel (2013) hat den Befund einer fundamentalen Paradoxie in den Verhältnissen von Geschlecht und Sexualität zum Ausgang genommen, um als Konsequenz eine queere Politik der Paradoxie vorzuschlagen. Eine Politik der Paradoxie findet sich mit dieser Anordnung nicht ab, sondern macht sich ihre paradoxe Struktur vielmehr zunutze, um Widersprüche zuzuspitzen oder dort hinein zu tragen, wo die Spannungen der paradoxen Grundstruktur befriedet scheinen. Eine Politik der Paradoxie verabschiedet Differenz also nicht als immer schon neoliberal kooptiert, sondern erhält die normative Idee der Differenz in der ‘Diversity’ und ihrem Management, das Differentwerden in der Prekarisierung.

Das Analyseergebnis einer paradoxen Gleichzeitigkeit von Wandel und Persistenz (beziehungsweise wie wir inzwischen ergänzen müssten von Neo-Traditionality) ist ja bereits eine erste Intervention in diese Richtung. Denn die Anlässe, an denen die Paradoxie der Geschlechterordnung offen zutage tritt, sind ja unterschiedlich. Meistens werden sie nur im Privaten und Intimen deutlich und damit den Einzelnen als Managementleistung, Wahlfreiheit oder „Vereindeutigungs-zumutung“ (Genschel 2001) aufgebürdet. Sie sind damit schambesetzt, werden als singular wahrgenommen und lassen sich daher schwer zum Gegenstand einer öffentlichen Auseinandersetzung machen. Diese Paradoxie-Erfahrungen in eine von Maihofer geforderte Theorie des gesellschaftlichen Ganzen zu integrieren, ist aber bereits ein erster Schritt der Politisierung der Paradoxie.

Literatur

- Benjamin, Walter (1991): *Gesammelte Schriften*. Bd. V.1. Frankfurt a.M.
- Böhnisch, Tomke (1999): *Gattinnen – die Frauen der Elite*. Münster.
- Butler, Judith (2001): *Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung*. Frankfurt a.M. (engl. 1997).
- Engel, Anke (2013): Trans_Androgynie. Paradoxien queerer Existenzweisen. In: Dominique Grisard et al. (Hrsg.): *Verschieden sein: Nachdenken über Geschlecht und Differenz*. Sulzbach/Taunus, 69-80.
- (2009): *Bilder von Sexualität und Ökonomie. Queere kulturelle Politiken im Neoliberalismus*. Bielefeld.
- Fraser, Nancy (2013): *Fortunes of Feminism: From State Managed Capitalism to Neoliberal Crisis*. London.

- Ganz, Kathrin (2007): Neoliberale Refamiliarisierung & queer-feministische Lebensformenpolitik. In: Melanie Groß/Gabriele Winker (Hrsg.): *Queer-|Feministische Kritiken neoliberaler Verhältnisse*. Münster, 51-77.
- Genschel, Corinna (2001): Erstrittene Subjektivität: Diskurse der Transsexualität. In: *Das Argument* 243, 821–833.
- Haritaworn, Jin et al. (2006): Poly/logue: A Critical Introduction to Polyamory. In: *Sexualities* 9.5, 515-529.
- Hark, Sabine/Mike Laufenberg (2013): Sexualität in der Krise. Heteronormativität im Neoliberalismus. In: Erna Appelt et al. (Hrsg.): *Gesellschaft: Feministische Krisendiagnosen*. Münster, 227-245.
- Illouz, Eva (2013): *Die neue Liebesordnung: Frauen, Männer und Shades of Grey*. Berlin.
- König, Tomke (2012): *Familie heißt Arbeit teilen: Transformationen der symbolischen Geschlechterordnung*. Konstanz.
- Maihofer, Andrea (2007): Gender in Motion. Gesellschaftliche Transformationsprozesse – Umbrüche in den Geschlechterverhältnissen? Eine Problemskizze. In: Dominique Grisard et al. (Hrsg.): *Gender in Motion. Die Konstruktion von Geschlecht in Raum und Erzählung*. Frankfurt a.M./New York, 218-315.
- (2013): Geschlechterdifferenz – eine obsoleete Kategorie? In: Dominique Grisard et al. (Hrsg.): *Verschieden sein: Nachdenken über Geschlecht und Differenz*. Sulzbach/Taunus, 27-46.
- (2014): Familiäre Lebensformen zwischen Wandel und Persistenz. Eine zeitdiagnostische Zwischenbetrachtung. In: Cornelia Behnke et al. (Hrsg.): *Wissen – Methode – Geschlecht: Erfassen des fraglos Gegebenen*. Wiesbaden, im Erscheinen.
- Maihofer, Andrea/Alex Demirović (2013): Vielfachkrise und und die Krise der Geschlechterverhältnisse. In: Hildegard Nickel/Andreas Heilmann (Hrsg.): *Krise, Kritik, Allianzen. Arbeits- und geschlechtersoziologische Perspektiven*. Weinheim/Basel, 30-48.
- Pühl, Katharina (2004): Neoliberale Paradoxien? Geschlechtsspezifische Veränderungen durch sozialpolitische Reregulierungen als Herausforderung feministischer Theorie. In: *Geschlechterstudien* 2+3, 40-50.
- Woltersdorff, Volker (2008): Meine Dämonen füttern: Paradoxe Bearbeitungen von Geschlechtertabu in der sadomasochistischen Subkultur. In: Ute Frietsch et al. (Hrsg.): *Geschlecht als Tabu: Orte, Dynamiken und Funktionen der De/Thematisierung von Geschlecht*. Bielefeld, 99-114.
- (2010): Prekarisierung der Heteronormativität von Erwerbsarbeit? Queertheoretische Überlegungen zum Verhältnis von Sexualität, Arbeit und Neoliberalismus. In: Alexandra Manske/Katharina Pühl (Hrsg.): *Prekarisierung zwischen Anomie und Normalisierung. Geschlechtertheoretische Bestimmungen*. Münster, 228-251.